

Jetzt erst recht

von Torsten Hampel

Was tun, wenn alle gegen einen sind? Die Ablehnung zur Bestätigung für sich selbst umdeuten und weitermachen – jetzt erst recht. So hat es Douglas Wolfspurger oft im Leben gehalten. Filmemacher zum Beispiel ist er vor allem deshalb geworden, weil ihn die Filmhochschulen nicht haben wollten. Er müsse daher – so seine Konsequenz – fortan nur besser sein als seine studierten Kollegen, sich mehr anstrengen und größere Opfer bringen. Dann würde es mit dem Berufsleben als Regisseur zweifellos etwas werden.

Und genau so kam es. Nach dem gleichen Schema funktioniert auch der „Brundibar“-Film. Dass der überhaupt zustande kam, verdankt Wolfspurger auch den vielen Neins, die er während der Arbeit daran zu hören bekam. „Wiedersehen mit Brundibar“ gibt es maßgeblich nur deshalb, weil die Widerstände dagegen so groß gewesen sind.

Die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender wollten diesen Film nicht. Auf Wolfspurgers Anfragen nach einer Mitfinanzierung antworteten sie: „Vielen Dank für den Projektvorschlag, trotzdem können wir Ihnen leider keine positive Nachricht geben. In Anbetracht unserer begrenzten Kapazitäten stehen uns nur wenige Sendeplätze zur Verfügung, die bereits verplant sind.“ Sie reagierten mit „leider nicht“ oder „abgelehnt“. Sie schrieben, das Filmthema sei „auserzählt“, „bereits oft behandelt“ und deshalb „nur schwer eine ausreichend große Zielgruppe“ zu erreichen.

Das Thema ist die heutige Auseinandersetzung mit dem Holocaust. Was geschieht, fragt der Film "Wiedersehen mit Brundibár", wenn junge Leute auf eine Überlebende des deutschen Judenmords treffen? Wenn sie die Stätten der Entmenschlichung aufsuchen, in das einstige KZ Theresienstadt reisen und auf Bahnhöfen stehen, von denen die Züge nach Auschwitz abgingen? Was passiert, wenn sie, jenseits des Geschichtsunterrichts, über sechs Millionen ermordete Menschen nachdenken?

Wenn man den Film sieht, ist zu sagen: Man stößt auf etwas, es ist etwas zu sehen. Insofern ist der Film „Wiedersehen mit Brundibar“ auch eine

Beweisführung, die die Ansichten der Sender widerlegt. Das Thema Judenmord ist mitnichten „auserzählt“, es ist vielleicht „bereits oft behandelt“ worden, aber offenkundig noch nicht zu oft; und es ist noch längst nicht erledigt.

Thomas Frickel, Chef der Arbeitsgemeinschaft Dokumentarfilm, dem Berufsverband der deutschen Dokumentarfilmer, hält Konstellationen wie diese längst für prototypisch. Skeptische Fernsehsender, die Nöte der dortigen Dokumentarfilmabteilungen, für die wenigen ihnen zur Verfügung stehenden Sendeplätze die richtigen Filme auszuwählen, eine fragwürdige oder gleich ganz abgelehnte Finanzierung – das sei längst Alltag in der Branche. Frickel sagt: „Das hat zur Folge, immer mehr Kollegen geben auf. Oder, wenn sie weitermachen, sind sie Idealisten die eine Mission haben, die wollen etwas mitteilen.“ Wolfsperger sagt: „Oder bescheuert.“

Es ist ein Missverhältnis in Fernseh-Deutschland entstanden: Die Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk (KEF) hat z.B. berechnet, dass die ARD mittlerweile 27 Prozent ihres Geldes für die Programmgestaltung für Sportrechte ausgibt, aber nur acht Prozent der Sendezeit damit ausfüllt. Sender wie dieser prahlen mit dem Sendezeit-Anteil von Dokumentationen, aber auf den zweiten Blick wird klar, dass diverse Serien über das Leben in den deutschen Zoos genauso viel „Programmfläche“ füllen wie Dokumentationen aus den Bereichen Wissenschaft, Kultur, Politik, Ökonomie und Religion zusammen. Wenn die Sender Minimalfinanzierungen beitragen – wie in Wolfspergers Fall der Westdeutsche Rundfunk - verlangen sie dafür die Maximalverwertungsrechte an den Filmen.

Frickel sagt: „Es gab einmal einen Film mit dem Titel, ‚Der Tag, der in der Handtasche verschwand‘. Es war eine der ersten Auseinandersetzungen mit der Demenz-Problematik hier in Deutschland. Der wurde vom WDR angekauft und hinterher mehr als 30 Mal überall wiederholt, ohne dass die Autorin anschließend dafür noch irgendetwas gesehen hätte.“

Der Markt ist aus den Fugen. Den wenigen Sendeplätze stehen viele Dokumentarfilmer gegenüber. Beim ZDF gibt es so gut wie gar keinen Platz, bei der ARD waren es nach Angaben der Arbeitsgemeinschaft Dokumentarfilm im Jahr 2013 12 Hauptsendezeit-Abende, an denen

Raum für Dokumentationen gab. „Im Sommer“, sagt Frickel, „wenn die Talkshows Pause haben und die Zuschauer am Strand liegen oder im Biergarten sitzen.“

Die Filmemacher sind erpressbar geworden. Die Sender diktieren, und Menschen wie Wolfesperger folgen, um überhaupt noch die Chance darauf zu haben, irgendwo im Programm vorzukommen. Der WDR, der knapp 30 Prozent der Kosten beigesteuert hat – das sind 900 Euro pro Sendeminute – hält an dem von ihm mitfinanzierten „Wiedersehen mit Brundibar“-Film nun alle Rechte für sämtliche, potenzielle Wiederholungen im deutschsprachigen Raum.

Frickel sagt: „Weniger als ein Drittel der dokumentarischen Programme im öffentlich-rechtlichen Rundfunk sind von den Sendern auskömmlich finanziert, das heißt, dass die Dokumentarfilmproduzenten in aller Regel zwei Drittel der Finanzierung beisteuern müssen.“

Wie verträgt sich das alles mit dem Rundfunkstaatsvertrag? Mit dem Paragraphen 11, dem „Auftrag“ der Sender, der so formuliert ist: „Die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten haben [...] einen umfassenden Überblick über das [...] Geschehen in allen wesentlichen Lebensbereichen zu geben [...] Ihre Angebote haben der Bildung, Information, Beratung und Unterhaltung zu dienen.“ Frickel sagt: „Gar nicht.“

Er sagt: „Wir haben hier ein jahrelang aufgebautes Missverhältnis. Das Geld, das in den Sportrechten landet und in den Zoo-Dokus, wird zwangsläufig anderen Bereichen entzogen. Das führt dann dazu, dass Dokumentarfilmer unterfinanziert arbeiten und nur Teile der Budgets finanziert werden.“ Wolfesperger sagt: „Dokumachen ist jedenfalls kein Geschäftsmodell.“

Das hat er schon bei den Dreharbeiten gewusst. Vor zwei Jahren im einstigen KZ Theresienstadt zum Beispiel gab es etliche Momente, in denen er einfach weiter-drehen ließ, obwohl der Zeitplan schon längst aus den Fugen war, die Situation aber gerade interessant und vielversprechend war. So interessant und vielversprechend, dass es ihm egal gewesen ist, dass der Kameramann noch keinen Cent gesehen hatte, die Ton-Leute auch nicht und die für das Licht Zuständigen ebenso wenig wie die Organisatoren der Produktion. Das Essen für alle Beteiligten war aus Wolfespergers Privatschatulle bezahlt worden und vom Geld des

Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, der einen 18.000-Euro-Vorschuss überwiesen hatte. Die Übernachtungskosten für alle Beteiligten ebenso. Die Fluggesellschaft, die eine der Protagonistinnen von Israel nach Europa brachte, wollte selbstverständlich Geld dafür. Der Busfahrer ebenso, das Bus-Unternehmen auch, die Tankstellen, die Bahn, die Technikvermieter.

„Material“ kostet Geld: Film, Licht, Hotels, Bewirtung, Reisen, Benzin, Kameras, Telefon. Die davon lebenden Branchen verstehen es im Gegensatz zum Dokumentarfilmgewerbe, eine Gegenleistung für ihre Dienste zu verlangen und tatsächlich auch zu bekommen. Sie wollen einen Bus?, Sie wollen einen Flug?, Tonbänder?, Filmbänder? Benzin? Gern, jederzeit, allerorten, wie Sie wünschen, wenn sie dafür bezahlen, denn das sind marktwirtschaftlich funktionierende Branchen. Der Dokumentarfilm gehört nicht dazu.

Diese selbstverständlichen Mechanismen sind hier – wie vielleicht im gesamten Journalismus – mittlerweile außer Kraft gesetzt. Der Dokumentarfilm und der Journalismus schießt Geld zu, um überhaupt seiner Aufgabe gerecht zu werden. Bei Wolfesperger und „Brundibar“ handelt es sich um irgendwann irgendwo anders erwirtschaftetes Geld.

Das Merkwürdige im Fall Wolfesperger und vielen anderen Dokumentarfilm-Projekten ist nur, dass es sich bei ihrem Handelspartner, dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk, um ein auskömmlich finanziertes System handelt. Jeder deutsche Haushalt zahlt eine Zwangsabgabe. Zuverlässig, absehbar und mehr als genug. Dieses System ist im Gegensatz zum Markt langfristig planbar. Es ist keinen Konjunkturen ausgesetzt und im Gegensatz zum Rest der ökonomischen Welt in Deutschland eine Insel der Seligen. Umso besser müsste diese Insel ihrem Auftrag gemäß funktionieren. Tut sie aber nicht.

Aber – abgesehen davon, dass die Gebührenzahler ein System finanzieren, bei dem Auftrag und Wirklichkeit so weit auseinanderklaffen – was ist eigentlich so schlimm am Verschwinden des Dokumentarfilms? Welche Lücke hinterlässt er?

„Dann fehlt unserer Gesellschaft ein ganz wichtiger Zugang zum Verständnis unserer Welt“, sagt Frickel. „In einer immer unüberschaubareren Welt hat der Dokumentarist die Aufgabe, eine Orientierungshilfe zu geben. Er stellt gesellschaftliche Zusammenhänge

her, die nicht jedem sofort offensichtlich sind. Er versucht, Erklärungen zu geben, für Abläufe, die nicht immer einfach überschaubar sind.“

Macht dies nicht auch die „Tagesschau“? Frickel sagt: „Sie macht es, aber fragmentarisch. Vorkommnis für Vorkommnis. Um Zusammenhänge und Überblick geht es bei Nachrichtensendungen nicht.“

Was ist mit den Talkshows? Wolfsperger, der nach seinem Dokumentarfilm „Der entsorgte Vater“ selbst an einigen dieser Sendungen zum Thema Vaterschaftsrecht teilgenommen hatte, sagt: „Dort hast du fünf Minuten Zeit, deine sehr komplexe Geschichte, die du über zehn Jahre erlebt hast, mal kurz darzustellen. Und dann sind auch schon die nächsten dran, das schwule Vaterpaar neben dir, und dann mussten die noch erzählen. Es ist immer von allem ein bisschen was in diesen Sendungen.“

Wolfsperger, der während der Arbeit an „Wiedersehen mit Brundibar“ gelegentlich nicht wusste, wovon er seine Wohnungsmiete bezahlen sollte, schweigt dann irgendwann sehr lange. Ein Vertreter einer aussterbenden Zunft, der es gegen alle Wahrscheinlichkeit doch wieder geschafft hat, einen Film zu drehen und froh darüber ist, redet eine Weile nicht. Das Wolfsperger-Prinzip, Ablehnung in Ansporn zu verwandeln, hat wieder einmal funktioniert. Warum er dennoch so still sei? Er habe, sagt er, gerade kurz daran gedacht, wie es bei ihm weitergeht.